

## Prolog

„Ist es das wirklich wert, dass du dich so versündigst?“ Die Stimme der Frau war rau und verzerrt. Sie selbst erkannte sie kaum noch als ihre eigene. Um sie herum herrschte tiefste Nacht. Die Dunkelheit wurde nur durch flackernde Kerzen und die Sichel des zunehmenden Mondes erhellt.

Statt einer Antwort traf sie ein Stein an der rechten Schulter und kurz darauf ein besonders spitzer Brocken an der Schläfe. „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe als Erster einen Stein auf sie.“ Diese Bibelstelle aus dem Johannesevangelium, die Erwiderung Jesu an die Schriftgelehrten und Pharisäer, die eine Ehebrecherin steinigen wollten, kam ihr wieder und wieder in den Sinn. Wie eine Endlosschleife. Wer war heutzutage schon ohne Sünde? Hatte es überhaupt jemals Menschen gegeben, die das von sich sagen konnten? Sie glaubte nicht. Würde es sie vielleicht in der Zukunft geben? Auch zur Zeit Jesu waren die Ankläger offensichtlich nicht ohne Sünde, denn die Frau kam mit dem Leben davon. Schon seltsam, welche Gedanken einem durch den Kopf gingen, während man an einen Baumstamm gefesselt und ohne Chance, sich befreien zu können, auf den nächsten Stein wartete. Der traf sie mit voller Wucht in der Höhe des Magens. Sie zuckte kaum noch, so sehr hatte sie sich an die Folter gewöhnt. Ihr ganzer Körper war ein einziger pochender Schmerz. Übelkeit und Schwindel erfassten sie, ließen sie würgen. Brennende Flüssigkeit stieg ihre Speiseröhre hinauf. In ihrem Mund machte sich ein widerlicher Geschmack breit. Eine Mischung aus bitter und sauer. Sie atmete hechelnd wie ein Hund durch den Mund aus. Der gallige Geruch stieg ihr in die Nase.

Sie wurde nur durch die starken Seile, die um ihren Körper geschlungen waren, daran gehindert, in sich zusammenzusacken. Eine Zeit lang hatte sie versucht, die Fesselung zu lösen. Aber die Schnüre hatten sich immer tiefer in ihre Handgelenke geschnitten, statt sich zu lockern. Wie lange sie schon hier stand, wenn man ihre gebeugte Haltung überhaupt noch so nennen konnte, wusste sie nicht mehr. Waren es Tage oder Stunden? Sie erinnerte sich, dass es dunkel und wieder hell geworden war, auch wenn die Helligkeit es gar nicht richtig geschafft hatte, durch den seit Tagen mit grauen Wolken verhangenen Himmel zu dringen.

Wie oft war es trotzdem Morgen geworden? Ein Mal, zwei Mal, ein paar Mal? Sie hatte keine Ahnung. Wie oft hatte es geregnet? Die Erde war feucht, ihre Kleidung klamm.

Sie hatte die Züge gehört, die nur wenige Hundert Meter von ihr entfernt, zum Greifen nahe, vom Koblenzer Hauptbahnhof aus rhein-aufwärts oder -abwärts fuhren, hatte ihrem gleichmäßigen Rattern gelauscht. Ein tröstendes, alltägliches Geräusch, das sie in glücklicheren Zeiten so manches Mal in den Schlaf begleitet hatte. Genauso wie die Glockenschläge der Pfarrkirche Sankt Josef mit ihrem vollen, tiefen Klang. Bei Tageslicht meinte sie, die Spitze des Kirchturms, auf dem ein goldener Hahn thronte, durch den Gehölzbestand hindurch erkennen zu können. Nichts weiter als eine gnädige Halluzination.

Nachts konnte sie die Wildschweine hören, die den verbuschten Hang immer zahlreicher bevölkerten. Wie sie in der Erde wühlten, auf der Suche nach Futter. Sich gegenseitig grunzend und quiekend von den besten Plätzen verscheuchten. Und der Osthang des Koblenzer Stadtteils Karthause bot für die Borstenviecher einige beste Plätze.

Wie oft bin ich hier entlangspaziert, dachte die Frau. Auf den versteckten Fußwegen durch die ehemaligen, verwilderten Obstplantagen des Karthäuserhofes, einem großen landwirtschaftlichen Betrieb, den es schon lange nicht mehr gab. Das Gutshaus, die Scheunen und Ställe waren Reihenhäusern mit Handtuchgärten gewichen. Die Pfade führten in Richtung Innenstadt, südliche Vorstadt und zum Oberwerth mit seinem Schwimmbad. Eine Oase der Ruhe, denn andere Menschen verirren sich selten in diese stadtnahe Einsamkeit. Besonders seit der „Hasenpfad“, eine steile Treppe, die die Simmerner Straße mit der darunterliegenden Römerstraße verband, wegen der vielen kaputten Stufen offiziell von der Stadt gesperrt worden war. Denn Geld für eine Reparatur war im chronisch löchrigen Stadtsäckel keins vorhanden. So war dieses Stück Natur zu ihrem persönlichen Garten Eden geworden, der ihr Kraft schenkte. Manchmal lieferte er ihr sogar Antworten auf einige der vielen Fragen, die sie bedrängten. Doch dann war es passiert. Ihr Garten Eden verlor von einer Sekunde auf die andere seine Unschuld. So abrupt und grausam, wie es Adam und Eva ergangen war. Er ver-

wandelte sich in eine Hölle. In eine kalte, dunkle Hölle, der sie, wie ihr nur allzu bewusst war, wahrscheinlich nicht mehr entgehen würde.

Sie hörte, wie ihr Peiniger näher kam, ohne auf die Geräusche zu achten, die er verursachte. Äste knackten laut. Ein aufgescheuchtes Tier raschelte durchs Unterholz. Ein Nachtvogel gab Laut, dumpf und unheimlich.

Der Ruf von Eulen und Käuzen hatte sie schon als Kind geängstigt, wenn sie mit ihrem Stiefvater im Dunkeln durch den Wald gestreift war und er ihr die Natur erklärt hatte. Sie hatte sich dann an ihn gedrückt. So eng wie es ihr nur möglich war. Er hatte ihr beruhigend die Hände auf die Schultern gelegt, sie ganz fest gehalten. Sofort hatte sie sich sicher und geborgen gefühlt. Wie lange war das her? Unendlich lange, so viel stand fest. Sie zwang sich, ihren Blick nach vorne zu richten. Im flackernden Kerzenschein sah sie die Gestalt auf sich zukommen und nach ihren Fesseln greifen. Endlich würde sie befreit werden, jubilierte eine leise Hoffnung in ihr. Bestimmt hatte ihr Peiniger seinen Fehler erkannt, wollte ihn korrigieren. Aber nein. Die Stricke wurden nur noch einmal fester zugezogen. Die Gestalt bückte sich und sammelte die Steine wieder auf. Wenige Augenblicke später wurde sie wieder beworfen, ein Albtraum der nicht enden wollte.

„So sag doch“, flüsterte sie mühsam mit trockenen Lippen, „ist es das wirklich wert? Es gibt doch für alles eine Lösung.“

Auf eine Antwort wartete sie vergebens.

Der nächste Stein, der sie hart in die Mitte der Stirn traf, brachte ihr endlich die ersehnte Erlösung, sie fiel in eine gnädige Ohnmacht. Blut floss aus der Platzwunde. Die rote Spur der Grausamkeit tropfte über ihre Nase auf ihr Kleid. Sie spürte es nicht. Dem Tod näher als dem Leben hing sie bewegungslos in ihren Fesseln, während eine Kerze nach der anderen erlosch und die Nacht ihren Platz einmal mehr für den Tag räumte.

Im blassen Licht des jungen Morgens erwachte die Frau wieder aus ihrer Bewusstlosigkeit. Wieder wurde sie von der Angst umhüllt wie von einem dicht gewebten, schweren Mantel, der sich um ihren wunden Körper und ihre ebenso wunde Seele legte. Hunger und Durst waren unerträglich geworden. Sie spürte weder ihre Arme noch ihre Beine,

weder ihre Finger noch ihre Zehen. Das Einzige, was sie spürte, war die modrige Feuchtigkeit der Erde, die ihre Haut hinaufkroch. Sie fröstelte. Insekten labten sich an dem Salz auf ihren Wangen. An den Tränen, von denen sie gar nicht bemerkt hatte, dass sie sie vergossen hatte. War ihr Peiniger noch da? Würde sie gleich wieder von Steinen getroffen werden? Nach einer langen Weile, in der sie angespannt den Lauten der erwachenden Natur lauschte, war die Frau sich sicher, dass sie allein war. Sie sprach leise ein Gebet.

„Gegrüßet seist du, Maria“, flüsterte sie, „voll der Gnade. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich arme Sünderin. Jetzt und in der Stunde meines Todes.“

Schließlich rief sie mit letzter Kraft um Hilfe. Mit einem Laut, der mehr dem Krächzen eines Eichelhäfers glich denn einem menschlichen Schrei und den niemand hören sollte außer den Tieren des Waldes.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich arme Sünderin“, wiederholte sie mit bläulichen Lippen, bevor ihr, obwohl sie es nicht wollte und sie mit aller Macht und der ganzen Willenskraft, die ihr noch geblieben war, dagegen ankämpfte, die Augen zufielen.

## 1.

Jana Reber, Oberkommissarin des Morddezernats der Koblenzer Kriminalpolizei, stand bester Laune vor ihrem Herd. Sie rührte hingebungsvoll in einer Pfanne, in der Eier, Speck und frische Kräuter duftend vor sich hin brutzelten. Rauhaardackel Henry hockte ungewöhnlich brav neben seinem Frauchen und schaute Jana bettelnd an.

„Oh nein, Henry, das Rührei ist für mich und das leckere Trockenfutter in dem Napf da hinten ist für dich. Und dann, mein Süßer, machen wir einen richtig langen Spaziergang, was hältst du davon?“

Jana beugte sich zu Henry herunter und fuhr ihm durch das widerpenstige Fell. Henry knurrte, schuld war wahrscheinlich der wenig feinfühlig Hinweis auf das Trockenfutter. Beleidigt trollte sich der Dackel Richtung Fressnapf. Herrlich, dachte Jana, so ein freier Sonntag. Nach einem kurzen Spaziergang mit Henry am Morgen war sie noch einmal in ihr warmes Bett gekrabbelt. Erst lange nach Mittag wurde sie durch lautstarkes Bellen geweckt. Ihr vierbeiniger Mitbewohner konnte seinen

erneuten Harndrang und die dringende Erledigung eines anderen, größeren Geschäfts einfach nicht mehr weiter hinausschieben.

Nun freute sich Jana auf ein ausgiebiges, sehr spätes Frühstück. Sie hatte frisches Brot aufgeschnitten und Orangen ausgepresst. In einer Steingutgasse dampfte mit Vanille aromatisierter grüner Tee. Auf dem Tisch standen auch eine brennende Kerze und ein Sträußchen kleinblütiger Narzissen. Ein Willkommensgruß an das Frühjahr, das in dieser Woche, am Gründonnerstag, offiziell beginnen würde. Jana schaufelte das Rührei auf einen Teller, setzte sich, butterte eine dicke Scheibe Bauernbrot und begann mit Genuss zu essen. Henry, der sich auf seiner Decke niedergelassen hatte, hob schnüffelnd den Kopf. Noch einmal versuchte er es mit einem sehnsuchtsvollen Blick, aber Jana blieb hart. Daraufhin drehte sich der Hund um und streckte seinem Frauchen sein Hinterteil entgegen.

Jana hatte kaum die Hälfte des Rühreies gegessen, als das Telefon klingelte. Sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Sie hatte frei, der erste freie Tag seit Wochen. Nichts und niemand würde sie heute davon abhalten können, mit Henry durch die Rheinanlagen zu streifen, von denen sie nur wenige Gehminuten entfernt wohnte. Der arme Hund war sowieso mehr bei ihrer Nachbarin Martina als bei ihr. Jana hörte dumpf, wie ihr Anrufbeantworter ansprang. Sie erkannte die Stimme ihres Kollegen Philipp.

Philipp war noch nicht lange in ihrer Abteilung. Sie war seine erste Station nach dem vorgeschriebenen einjährigen Dienst bei der Bereitschaftspolizei. Danach hatte er unbedingt zur Kripo gewollt: „Jana, bitte, wenn du da bist, geh ran, ich weiß, du hast frei und Achim hat Bereitschaft, aber ich kriege ihn einfach nicht ...“

„Hallo Philipp...“

„Jana, dem Himmel sei Dank. Achim ist nicht zu erreichen, sein Handy ist tot.“

Nicht so tot wie Achim ab morgen früh sein würde, schoss es Jana durch den Kopf.

„Ans Festnetz geht er auch nicht, und wir haben eine weibliche Leiche in Nonnentracht. In der Nähe des Klosters Beatusberg“, plapperte Philipp, erkennbar erleichtert, weiter.

„Na, das ist ja mal wieder ganz toll.“ Janas ironische Stimme strafte ihre Worte Lügen, während sie aus den Augenwinkeln heraus beobachtete, wie Henry hinter ihrem Rücken Richtung Esstisch robbte, das Bächlein fest auf den Boden gedrückt.

„Jana, bitte, kannst du mit mir hinfahren? Ich habe dem Doc und der Spurensicherung schon vor über einer Stunde Bescheid gegeben. Seitdem habe ich es jede Minute bei Achim probiert. Langsam müssten wir uns sehen lassen. Es tut mir echt leid.“

„Ist schon gut, Philipp, hol mich ab, ich bin in zehn Minuten fertig. Aber zuerst fahren wir zu Achim. Schauen, ob er zu Hause ist und wir ihn herausgeläutet bekommen. Er wohnt ja sozusagen um die Ecke. Bis gleich.“

Jana hielt den Telefonhörer noch einige Augenblicke in der Hand. Sie beobachtete erheitert, wie Henry sich auf die Hinterbeine stellte, die Vorderpfoten gegen ein Tischbein stemmte und seine Schnauze sich Zentimeter um Zentimeter dem Teller mit dem Rührei näherte.

„Henry!“ Als der Hund zum Sprung auf den Stuhl ansetzte, wurde es höchste Zeit, ihm zu zeigen, wer in ihrer Beziehung der Leithund war. „Sofort auf deine Decke, schäm dich. Ich muss leider weg. Ich weiß, das war anders geplant. Hör bitte auf, so vorwurfsvoll zu gucken. Ich bringe dich gleich rüber zu Martina. Hoffentlich ist sie zu Hause. Bis ich mich umgezogen habe, bleibst du brav liegen. Hast du mich verstanden?“

Als Jana wenig später wieder das Esszimmer betrat, lag Henry immer noch wie festgeklebt auf dem ihm zugewiesenen Platz. Das inzwischen kalt gewordene Rührei stand unangetastet auf dem Tisch. Erstaunlich. Dann ist das Geld für die Hundeschule anscheinend doch eine gute Investition gewesen. Jana schob Henry das Halsband über den Kopf. Zusammen machten sie sich auf den Weg nach nebenan. Kaum hatte Martina die Tür geöffnet, stürzte Henry sich in ihre Arme und schleckte ihr die Nase ab. Sein Frauchen würdigte er keines Blickes mehr. Auch nicht, als Jana ihm zum Abschied zärtlich die Ohren kraulte. Die große Rache eines kleinen Hundes. Jana seufzte. Für das hier war Achim ihr mindestens ein paarmal Stöckchenwerfen schuldig. In dem Moment hörte sie Philipp vor der Haustür hupen, begleitet von dem Glockengeläut von Sankt Josef, das klangvoll die dritte Stunde nach Mittag bekannt gab.

Irgendwo klingelte irgendwas. Ein Wecker? Ein Telefon? Ein Handy? Achim quälte sich aus dem Bett. Der vergangene Abend hatte fröhlich begonnen. Das Ende – morgens gegen sechs – konnte allerdings ohne Übertreibung als feucht bezeichnet werden. Achim stöhnte. Er bemühte sich, herauszufinden, wo er sich befand. Dieses Ansinnen wurde durch die um seinen Kopf herumtanzenden, gehässig grinsenden Sterne ziemlich erschwert. Die Sterne erkundigten sich hämisch nach dem wertigen Befinden.

Wie spät war es? Welcher Wochentag war heute? Mit dem rechten Auge schielte er nach seinem Handy. Das machte jedenfalls nicht so einen Lärm. Es war aus. Wahrscheinlich war der Akku leer. Achim identifizierte das Geklingel schließlich mühsam als die Melodie seiner Tür-glocke. Die Anzeige seiner Funkuhr verriet ihm, dass es Sonntag war, fünfzehn Uhr fünf, 36 Sekunden, der sechzehnte März. Achim schleppte sich Richtung Haustür. Sein Hirn und sein Magen folgten ihm mit einigen Metern Abstand. Ihm war sauschlecht. Außerdem hatte er hämmernde Kopfschmerzen. Normalerweise konnte er gut ohne Alkohol leben, aber gestern Abend war alles ein wenig anders gewesen. Klassentreffen zur Feier des Erreichens der Mittleren Reife vor dreißig Jahren. Zudem hatte er in bester Festlaune zu allem Überfluss noch zwei oder drei Zigarren gepafft. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass er sternhagelvoll gewesen sein musste. Der stinkende, kalte Rauch hing ihm nicht nur in den Haaren, sondern auch im Schnurrbart. Er fuhr sich mit der Zunge über die Oberlippe. Scheußlich. So musste es sein, wenn man einen benutzten Aschenbecher ausleckte. Achim drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf, die seit ein paar Tagen über den Boden kratzte, weil sie sich verzogen hatte. Letzteres hätte Achim jetzt auch gerne getan. Zurück in sein gemütliches Bett. Stattdessen fuhr ihm das Geknarre wie ein Blitz zwischen die Augenbrauen und machte es sich dort bequem. Er musste unbedingt die Hausverwaltung anrufen, damit die das Problem für ihn löste. Das würde bestimmt ein toller Tag werden, also, das, was vom Tag noch übrig war, würde bestimmt ganz toll werden!

Vor der Tür erkannte Achim seine Kollegin Jana, die so frisch aussah wie der berühmte junge Frühlingsmorgen und ihn fassungslos anstarrte. „Welcher Laster hat dich denn überfahren?“

„Einer?“ Achim suchte die Flucht in einem lauen Scherz: „Es waren mindestens drei, und ihre Namen hatten alle was mit Brauereien zu tun. Eine besonders innige Bekanntschaft bin ich mit einer Frau Asbach Uralt eingegangen. So fühle ich mich im Moment übrigens auch. Sehr verschwommen kann ich mich noch an einen Herrn Havanna erinnern. Ich glaube, sie kommen grade alle auf einmal wieder.“

Nach dieser Mitteilung stürzte Achim in sein Badezimmer. Dort verabschiedete er sich von den Gefährten der vergangenen Nacht. Kalte Schweißtröpfchen sammelten sich auf seiner Stirn. Welch eine üble Methode, wach zu werden. Zusammen mit dem Plätschern der Toiletten-spülung verschwand zum Glück auch ein Teil seiner Kopfschmerzen. Dafür hatte er einen Geschmack auf der Zunge, als hätte er eine drei Wochen getragene und in dieser Zeit nicht ein einziges Mal gewaschene Socke gefrühstückt. Achim warf sich eine Handvoll kaltes Wasser ins Gesicht und spülte sich den Mund aus. Er zog sich den Bademantel über. Als er sein Gesicht dem Spiegel zuwandte, schaute ihn die Wahrheit ohne Gnade an. Er sah furchtbar aus, wie ausgekotzt, passend zu den Ereignissen der letzten Minuten. Sollte Jana mit diesem Anblick fertig werden. Das musste er sich nicht antun.

Vorsichtig, jede unnötige Erschütterung vermeidend, betrat er seine Küche. Jana hatte Kaffee gekocht und versuchte vergeblich, ihr Bedauern über seinen desolaten Zustand zu übermitteln. Bei der Formulierung „Oh je, du Ärmster“, tanzten Dutzende kleiner Teufel in ihren grünen Augen. Augen, die durch eine modische Brille mit auffällig hellgrünblauem Gestell zusätzlich betont wurden. Außerdem zuckten ihre Mundwinkel. Das grelle Türkis der Brillenumrandung tat Achim in den Augen weh. Immerhin goss seine Kollegin ihm Kaffee ein, den sie mit Milch und Zucker verfeinerte. Er kontrollierte das aufgedruckte Haltbarkeitsdatum der H-Milch-Tüte. Von der Milch war keine Gefahr zu befürchten. Die war noch bis zum sechzehnten Juni haltbar. Mindestens, behauptete der Aufdruck.

Achim hoffte inständig, dass seine persönliche Haltbarkeit über diesen Termin hinausgehen würde. Momentan erschien ihm das höchst zweifelhaft. Kaum hatte er sich auf einen der Stühle fallen lassen, wurde ihm schon wieder ganz schummrig. Achim sank mit seiner Stirn auf die



kühle Metallplatte des Küchentischs. Ah, das tat gut. Jana schüttelte ihn mit einer Hand an der Schulter. Gleichzeitig schob sie ihm mit der anderen Hand die Tasse so nah an seinen Kopf, dass er die Hitze des Kaffees spüren konnte. Diese Frau war wirklich erbarmungslos. Es hatte keinen Zweck, den toten Hauptkommissar zu markieren. Achim rappelte sich auf und nahm die Tasse zwischen seine zitternden Hände. Nach einem Schluck Kaffee, er schmeckte übrigens grässlich, war er wenigstens in der Lage, Jana nach dem Grund ihres Besuches zu fragen.

„Jemand hat eine Leiche gefunden. Weiblich, geschätzte Mitte fünfzig, an einen Baum gebunden. In der Nähe des Klosters Beatusberg. Sie trägt eine Nonnentracht. Übrigens, nur für den Fall, dass du es vergessen haben solltest: Du hast heute Bereitschaft!“

„Ach, echt?“ Achims Gedächtnis weigerte sich, sich an den Wochenenddienstplan zu erinnern.

„Ja, echt“, antwortete Jana ungehalten. „Henry guckt mich, ganz nebenbei bemerkt, mit dem Arsch nicht mehr an. Und soll ich dir was sagen: Der Hund hat recht.“

„Natürlich hat er das.“ Achim sah ein, dass Widerspruch zwecklos war. „Ist die Todesursache schon klar?“, fragte er, schnell das Thema wechselnd, hin zum Wesentlichen.

„Halt dich fest“, Jana senkte die Stimme, „der oder die Täter haben sie gesteigt. Hat der Doc Philipp erzählt.“

Achim verschluckte sich an seinem Kaffee. Das war doch wirklich spannend. „Ich dachte, diese Mordart wäre im Laufe der Jahrtausende ziemlich aus der Mode gekommen. Zumindest im zivilisierten Abendland“, wunderte er sich hustend.

„Gestorben ist sie daran auch nicht. Die Verletzungen durch die Steine waren nicht tödlich, auch nicht in ihrer Gesamtheit. Das konnte der Doc ziemlich schnell erkennen. Hat mir auch Philipp erzählt. Die beiden haben ziemlich lange miteinander geredet. Aber wir sollten trotzdem so fix wie möglich zum Fundort fahren. Der Doc und die Spusis sind sowieso schon fast fertig mit ihrer Arbeit. Dusch dich, ich warte.“

Achim unternahm einen verzweifelten Versuch sich zu drücken: „Jana, bitte, tu mir den Gefallen, nimm Reiter mit. Bitte, auch wenn ich Bereitschaft habe. Ich mache es wieder gut. Großes Indianer-Ehrenwort.“

Jana sah ihn an. Mitleidig, wie Achim zu erkennen glaubte. „Reiter hat Urlaub. Deshalb hast du dieses Wochenende Bereitschaft, weißt du das noch?“

„Urlaub?“ Achim verstand die Welt nicht mehr. „Wer hat ihm den denn genehmigt?“

„Sie selber, Herr Hauptkommissar, und zudem noch völlig nüchtern. Reiter aalt sich gerade im karibischen Sand. Er hat vorgestern eine E-Mail geschickt. Er schreibt von exotischen Früchten, leckeren Cocktails und auch sonst von allen sinnlichen Freuden, die man sich in einem gelungenen Urlaub so vorstellen kann. Ich soll dich schön grüßen. Reicht das, oder willst du noch mehr hören?“

Sinnliche Freuden? Achim war im Moment entfallen, worum es sich dabei handeln könnte. Auf Cocktails konnte er jedenfalls in seinem jetzigen Zustand prima verzichten. Er verdrehte die Augen. Da war man Chef und musste sonntags selber raus. Zum Heulen.

„Nun mach“, drängelte Jana. „Philipp wartet vor der Tür im Wagen. Sonst sind die anderen schon lange weg, bevor das ein oder andere Mitglied der Mordkommission sich dazu herablässt, dort aufzutauchen.“

Ächzend zog Achim sich nach oben. Das versprach ein unterhaltbarer Sonntag zu werden. Sich mit einer Hand an der Wand abstützend schlich er in sein Schlafzimmer. Dort roch es durchdringend nach Alkohol und abgestandenem Rauch. Achim riss die Balkontür auf und hängte seine Lederjacke zum Auslüften nach draußen. Dann schnappte er sich frische Sachen und stellte sich unter die Dusche. Das Wasser tat gut. Am liebsten würde er den Rest des Tages so verbringen. Leider hämmerte Jana nach ein paar Minuten an die Tür: „Bist du endlich sauber oder soll ich dir helfen?“

„Mir ist heute nicht mehr zu helfen. Aber ich komme gerne auf dein Angebot zurück, wenn ich wieder nüchtern bin. So in zwei bis drei Monaten.“

Achim griff nach seiner Zahnbürste. Die Minze-Zahnpasta sorgte umgehend für einen frischen Geschmack im Mund. Sein Zustand besserte sich von Minute zu Minute. Vielleicht würde er doch weniger Zeit brauchen als zwei bis drei Monate. Mutig geworden, beschloss er, seinen Körper mit einer kalten Dusche wieder richtig fit zu machen.

Doch schon als er den kalten Wasserstrahl auf den großen Zeh des rechten Fußes lenkte, begann sein Kopf wieder zu hämmern. Er drehte die Dusche ab. Man musste es ja nicht übertreiben. Zu seiner großen Enttäuschung sah ihn sein Spiegelbild immer noch nicht freundlicher an. Frustriert warf Achim das benutzte Handtuch gegen den unattraktiven Kerl mit dem Eintagebart. Das Handtuch rutschte den Spiegel hinunter und hinterließ breite, feuchte Schlieren, was das Bild zum Glück recht undeutlich werden ließ. Rasieren? Besser nicht, die Verletzungsgefahr war momentan einfach zu groß. Schließlich wollte er nicht mit durchgeschnittener Kehle sein eigener Fall werden.

Als er aus dem Bad kam, tigerte Jana wie ein Wachhund durch den Flur: „Achim! Einen wunderschönen guten Tag. Richtig toll siehst du aus. Und wie gut du riechst! Dann könnt ihr ja endlich fahren. Ich gehe nämlich jetzt nach Hause zu meinem Hund.“

Achim packte seine Kollegin am Handgelenk: „Jana, bitte, komm mit. Ich bin nicht wirklich einsatzfähig.“

„Nimm halt Philipp mit.“

„Der ist noch nicht erfahren genug, um für seinen Chef mitzudenken. Mach es mir bitte nicht zu schwer. Glaub mir, es ist mir unangenehm genug.“ Achim biss sich auf die Unterlippe. Er hasste Situationen, in denen er das Gefühl hatte, zu Kreuze kriechen zu müssen.

„Okay, ich will mal nicht so sein und Erbarmen vor Recht ergehen lassen“, antwortete Jana. Bei dem Blick, den sie ihrem Chef bei diesen Worten schenkte, hatte dieser sofort das Gefühl, trotz erwiesener Schuld begnadigt worden zu sein. „Außerdem muss ich zugeben, dass mich eine gewisse Neugier plagt“, ergänzte Jana. „Steck eine Plastiktüte ein. Man weiß ja nie.“

Na toll, dachte Achim. Da hatte er ein Paradebeispiel dafür abgeliefert, wie man es nicht machen sollte. Wo Jana sowieso so gerne den Boss spielte.

„Ah, der Big Boss. Gut siehst du aus, Achim. Was meinst du, Jana, zum Verlieben, oder?“ Philipp zeigte ebenfalls wenig Mitgefühl mit seinem Geschlechtsgenossen.

Sehr witzig, wirklich. Achim warf seinem jungen, ohne Zweifel höchst gut aussehenden Mitarbeiter einen vernichtenden Blick zu. In diesem Moment verfluchte er Philipps glatt rasierte Wangen, seine dunklen Locken, seine braunen Augen. Vergebens suchte er nach einem geistreichen Kommentar: „Lasst uns bitte fahren, ja? Nicht so schnell, wenn’s geht, und schweigend. Meint ihr, das bekommt ihr hin?“

„Klar, Chef“, posaunten Jana und Philipp im gemischten Chor. Achims Hirn schlug wieder einen Purzelbaum. In rasant-kommunikativer Fahrt – warum konnten Mitarbeiter eigentlich nie das machen, was man ihnen sagte? – fuhren sie aus der Follmannstraße in der Goldgrube hinaus in Richtung Zubringer zur Karthause. Philipp ließ den Stadtteil mit dem imposanten Fort Konstantin auf halber Höhe und dem darunter gelegenen, gelb gestrichenen Kehlturn, der das Fastnachtmuseum beherbergte, allerdings rechts liegen. Er folgte der Bundesstraße, die nach Stolzenfels führte. Achims Magen hüpfte bei achtzig Sachen rauf und plumpste anschließend wieder runter. Irgendwann sah er sich gezwungen, sich mit der linken Hand am Handschuhfach und mit der rechten am Griff über dem Fenster festzuhalten. Philipp und Jana debattierten derweil leidenschaftlich über den samstäglichen Bundesliga-Spieltag. Fußball war seit dem Aufstieg von TuS Koblenz in die zweite Liga in der Stadt am Zusammenfluss von Rhein und Mosel ein ebenso heiß wie intensiv diskutiertes Thema. Überlegungen, die Achim im Moment alles andere als brennend interessierten, obwohl er selber Fußball spielte. Recht gut sogar. Als Mittelfeld dirigent mit mächtigem Zug zum Tor. Der Loddar Matthäus des Koblenzer Polizeipräsidiums. Von den Mitspielern geschätzt, von den Gegnern gefürchtet. Immer wenn er nüchtern war, zumindest. Die TuS spielte doch heute? Aber klar. Gegen Greuther Fürth. Sogar das hatte er in seinem Gerstensaft-Spirituosen-Delirium völlig vergessen. Das Spiel musste seit wenigen Minuten vorbei sein. Als hätte Philipp seine alkoholisierten Gedanken gelesen, schaltete er das Autoradio ein.

„.... gewinnt TuS Koblenz durch ein Tor in der dritten Minute der Nachspielzeit gegen die Mannschaft aus Fürth im Playmobil-Stadion mit null zu eins. Torschütze war Andreas Richter per Flugkopfball. Nicht hoch genug eingeschätzt werden kann die Leistung von Torwart

Dennis Eilhoff, der einen Foulelfmeter parierte. Diesen hat ausgerechnet der spätere Siegtorschütze in der achtundsiebzigsten Minute verursacht“, verkündete der Sprecher wie auf Bestellung. Wenigstens etwas. Aber so langsam könnten sie wirklich an dem verdammten Fundort angelangt sein. Als Achim schon nicht mehr daran glaubte, ging die Fahrt doch noch zu Ende.

Am letzten Haus der Römerstraße, das sich an den Fuß der Karthäuser Ostseite schmiegte, stoppte Philipp abrupt den Wagen. „Da wären wir. Soll ich mitkommen oder mich um was anderes kümmern?“

„Schau doch mal, ob du in einer Konditorei etwas Essbares findest“, antwortete Achim. „Bring mir bitte irgendwas Süßes, Hörnchen, Schokobrötchen, Teilchen oder so.“

„Was Süßes, na gut, Big Boss. Wie du wolle. Aber denk dran, dass zu viel Süßes im Magen säuert. Außerdem darf ich dich darauf aufmerksam machen, dass du schon Jana bei dir hast. Wenn du Sodbrennen bekommst, ich habe dich gewarnt.“

„Sehr freundlich, Philipp, meine Dankbarkeit wird dir ewig nachschleichen.“

„Gern geschehen, Chef. Und für dich, Jana?“

„Ein Hefestückchen, bitte. Du weißt ja, wo der Fundort ist. Von der Leiche, nicht von dem Hefestückchen. Wir werden bestimmt eine Zeit lang dort sein.“

„Si, allerwerteste Vorgesetzte. Ich werde euch schon finden.“

„Wenn dir eine Flasche Wasser über den Weg laufen sollte, nimm sie endgültig fest und bring sie mit.“ Achim merkte, wie der Nachdurst kam.

„Wird erledigt. Jana, pass bloß gut auf unseren großen Meister auf. Bin gespannt, wie er den Anstieg verkraftet.“

Anstieg? Achim sah Jana fragend hinterher. Die marschierte schon forschenden Schrittes vorneweg.

„Jana, was bitte meint er mit Anstieg?“

„Der Platz im Hang, an dem die Tote gefunden wurde, liegt etwas oberhalb von hier. Wir müssen erst ein Stück die Treppe hinauf, dann ein paar Meter auf einem Waldweg nach links und schließlich noch ein Stück durchs Gebüsch. Ohne Weg, um ganz ehrlich zu sein. Die Leiche war

sehr gut versteckt. Ein bisschen Unterholz werde ich dir auch nicht ersparen können.“

Treppe hinauf?! Ohne Weg?! Genauso gut hätte sie sagen können: Wir klettern jetzt auf den Mount Everest! Quatsch, komm wieder runter, schimpfte Achim mit sich selbst. Es waren doch nur ein paar Stufen auf dem eigentlich gesperrten „Hasenpfad“ und dann noch ein paar Meter durch den mit Bäumen, Büschen und Gehölzen bestandenen Osthang der Karthause, tröstete er sich. Die Aufmunterung sollte nur ein paar Sekunden halten. Bis zu dem Moment, in dem Achim bemerkte, dass seinen Beinen die Treppe auf dem kurzen Stück „Hasenpfad“ viel zu steil war, viel steiler, als er sich vorgestellt hatte. Keine wirkliche Herausforderung, wenn er sich in Normalform befunden hätte. Aber heute? Er hoffte, dass seine wackeligen Beine und sein unpässlicher Magen die Wanderung ohne Murren mitmachen würden. Eins war klar: Seinen nächsten Karibik-Urlaub konnte Reiter sich abschminken. Und jeder andere in der Mord-, Totschlag- und Verbrechen gegen die körperliche Unversehrtheit-Abteilung auch!

Inzwischen fuhr Philipp mit aufheulemdem 180-PS-BMW-Motor und quietschenden Reifen davon. Sehr zur Freude von Achims pochenden Schläfen.

Während Jana, die ihre gute Laune längst wiedergefunden hatte, fröhlich summend den Anstieg in Angriff nahm, keuchte Achim atemlos hinterher. Verzweifelt bemühte er sich, den Anschluss nicht zu verlieren. Nicht einmal die durchaus angenehme Sicht auf Janas Apfel-Po, der in ihrer engen Jeans formschön von links nach rechts und wieder zurück schwang, konnte ihn heute aufheitern. Er würde nie wieder, NIE wieder Alkohol anfassen oder eines Blickes würdigen, geschweige denn, welchen trinken.

Je länger sie marschierten, umso mehr hatte Achim das Gefühl, dass Janas verlängerter Rücken ihn ironisch angrinste. Zu allem Überfluss wurde seinem Kreislauf die Anstrengung allmählich zu viel. Ihm brach schon wieder der Schweiß aus. Aus allen Poren. Die Tröpfchen liefen ihm unangenehm kitzelnd den Oberkörper hinunter. Seine Zunge und seine Mundschleimhäute waren völlig ausgetrocknet. Das Hemd klebte ihm feucht an Rücken und Brust. Wenn sie nicht bald da wären, würde

er den Rest des Weges auf Händen und Knien rutschen müssen. Eines stand fest: Dieser Tag war versaut. Von vorne bis hinten. Zum Teufel mit dem TuS-Sieg.

Nach einer gefühlten kleinen Ewigkeit, in Echtzeit waren es nur wenige Minuten, ging es endlich ebenerdig weiter. Achim folgte Jana, die vorsichtig durchs Unterholz steuerte, wie ein Dackel seinem Herrchen. Ob Henry sich auch manchmal so fühlte, wenn er mit Jana Gassi ging? In einiger Entfernung leuchtete eine Polizei-Absperrung. Kurz darauf ließ Achim sich dankbar gegen einen dicken Baumstamm und in die Knie sinken. Endlich waren sie da. Noch ein paar Sekunden länger und er wäre kollabiert.

„Hi, Achim, du siehst aber heute besonders attraktiv aus. Abgesehen davon, dass du praktisch keine Gesichtsfarbe mehr hast. Wenn mir mal die Leichen ausgehen, kannst du gerne bei mir als Statist anfangen.“ Auch vom Rechtsmediziner konnte Achim offensichtlich nicht das geringste Mitgefühl erwarten.

„Hi, Jana! Du hättest besser Medizin studiert als Kriminalistik und wärest ehrbare Gerichtsmedizinerin geworden. Dann könntest du täglich meine charmante Anwesenheit genießen und müsstest nicht Achim durch irgendwelche verwilderten Grünzonen zerren.“

„Ich freue mich auch, dich zu sehen, Doc. Morgen wäre mir allerdings lieber gewesen.“ Achim, der sich mühsam aufgerappelt hatte, schüttelte dem Arzt die Hand.

Jana tat es ihm gleich und fragte: „Schon eine Vorstellung von dem, was passiert ist? Wann gestorben und warum?“

„Ich kann euch sagen, dass die Verletzungen durch die Steine nicht tödlich waren. Aber das hat Philipp euch ja bestimmt schon erzählt. Ansonsten: vor Erschöpfung gestorben, verhungert, verdurstet, alles möglich. Ich kann euch im Moment nicht sagen, wie lange sie hier angebunden war. Die Seile wurden so befestigt, dass sie nicht weit nach unten rutschen konnte. Um die Oberschenkel, den Oberkörper, unter den Achseln durch. Zusätzlich noch Fesselungen an den Handgelenken und den Füßen. Sie muss die ganze Zeit in aufrechter Stellung verbracht haben. Mehr oder weniger zumindest. Außerdem hat sie verzweifelt versucht,

sich zu befreien. Das sieht man an den Einschnitten an den Handgelenken. Aber die Stricke waren zu stark.“

Der Doktor genehmigte sich einen Schluck Tee aus seiner Thermoskanne, bevor er weitersprach: „Um sie herum lagen jede Menge Steine. Die Leiche weist Blutergüsse am Kopf auf. Ein paar Tage alt, schätze ich. Auf der Stirn und an der rechten Schläfe hat sie außerdem zwei tiefere Wunden. Und überall standen abgebrannte Stundenlichter rum. Kommt, ich zeige euch den Tatort.“

Gemeinsam gingen sie noch ein Stück weiter, bis sich eine kleine freie Fläche auftat. Die Tote war nach wie vor an den Baum gefesselt. Sie trug ein schmutzig-weißes Kleid, das ebenso vom Regen der vergangenen Tage durchnässt war wie der verrutschte schwarze Schleier, der Gesicht und Haare nur noch unvollständig umhüllte. Blutflecken bildeten unregelmäßige, vom Wasser verwischte rote Muster. Trotz einer tiefen Wunde mitten auf der Stirn sah sie merkwürdig friedlich aus. Die Andeutung eines Lächelns umspielte ihre entspannten Lippen. Um sie herum erledigten die Kollegen von der Spurensicherung ruhig und überlegt ihre Arbeit. Sammelten jede Kerze ein, jeden Stein, fotografierten jedes Detail. Gute Geister in weißen Schutzanzügen auf der Suche nach der Wahrheit. Jana überließ ein Frösteln. Sie hatte schon einige Tatorte gesehen, aber dieser war richtig unheimlich. Obwohl die Nachmittags-sonne hell strahlte, kam kaum Licht durch die kahlen Kronen der Bäume und Sträucher. Die Äste waren nackt und unbelaubt und erinnerten an die knochigen Finger eines Skeletts. Das eigentlich Gespenstische aber war die Stille. So musste es in einem Grab sein. Jana hatte um diese Jahreszeit zumindest mit Vogelgezwitscher gerechnet. Aber noch nicht einmal das war zu hören. Als ob die Tiere spürten, dass an diesem Ort etwas Schreckliches geschehen war. Ein Schweigen der Natur zu Ehren einer toten Frau, die jemand auf bestialische Art und Weise umgebracht hatte.

„Das Umfeld gibt ansonsten nicht viel her.“ Die Stimme des Rechtsmediziners brachte Jana wieder zurück in die Realität.

„Sag mal, Doc“, fragte sie, „weißt du, wer sie gefunden hat? Ist doch ziemlich abgelegen hier.“



„Ja, weiß ich. Gefunden wurde sie von einem Lehrer, oder vielmehr einem Waldpädagogen, namens Stefan Andernach. Der ist heute Mittag auf der Suche nach einer schönen Erlebnis-Wanderstrecke für seine Exkursionen praktisch gegen die Leiche gelaufen. Der Ärmste bekam einen Riesenschreck. Aber er hatte ein aufgeladenes Handy dabei. Soll ja nicht jeder haben, so was Schönes.“

Der Doc räusperte sich und sah Achim vorwurfsvoll an. „Vielmehr soll es Leute geben, die haben zwar ein Handy, sind aber darüber nie zu erreichen, weil der Akku ständig leer ist. Überflüssig zu erwähnen, dass sie natürlich Anrufe auf dem Festnetz ebenfalls nicht entgegennehmen. Wahrscheinlich weil sie gerade damit beschäftigt sind, ein Nickerchen zu machen.“ Es folgte ein zweites Räuspern. „Die Adresse des Herren Waldpädagogen haben die Kollegen von der Spurensicherung. Wir haben ihn nach Hause gefahren, wir wussten ja nicht, wann ihr hier auftauchen würdet. Der Mann ist ein echter Öko-Freak, nur mit Bus und Bahn unterwegs. Der läuft euch die nächsten Tage bestimmt nicht weg, das könnt ihr mir glauben!“

Achim überhörte die Anspielung auf sein Handy geflissentlich. „Hat schon jemand mit den Nonnen vom Kloster Beatusberg gesprochen? Ob eine der Schwestern vermisst wird?“, fragte er.

„Sorry, Achim“, antwortete der Doc, „da muss ich passen. Außer euch habe ich noch niemanden gesehen, der dazu befugt wäre, Ermittlungen durchzuführen. Die Spurensicherung hatte es schon schwer genug, die ganze Technik an diesen abgelegenen Ort zu schleppen. War wirklich ein Riesenspaß. So wie man sich einen gelungenen Sonntagnachmittagsausflug eben vorstellt. Schätze, die sind froh, wenn sie ihr ganzes Zeug wieder im Auto haben.“

In diesem Moment traten die Männer des angeforderten Beerdigungsinstituts geräuschlos wie dunkle Schatten aus dem Unterholz. Sie waren zu dritt. Leise klappten sie eine leichte Liege auf. In ihren dunklen Anzügen, weißen Hemden und schwarzen Krawatten wirkten sie zwischen all den Gehölzen äußerst deplatziert. Der Größte der drei trat mit gefalteten Händen neben den Gerichtsmediziner. „Guten Tag, Herr Doktor. Können wir die Verstorbene mitnehmen?“, fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich denke schon. Habt ihr alles, liebe Kollegen von der Spusi?“  
„Wir haben alles. Wenn die Herrschaften von Mord und Totschlag keine Fragen mehr haben, von uns aus kann die Dame in die Rechtsmedizin. Wir binden sie los, in Ordnung?“

Achim nickte: „Bringt sie weg von hier.“

Das taten die Männer vom Beerdigungsinstitut dann auch, schnell und professionell, ohne ein einziges Wort miteinander zu wechseln. Danach sah es fast so aus, als wäre nie etwas geschehen, ein Verbrechen schon gar nicht. Wäre da nicht das rot-weiße Absperrband gewesen, das sich raschelnd im Wind bewegte.

## 2.

Jana und Achim setzten sich auf einen Baumstamm, der nicht weit vom Fundort entfernt lag. Jana knabberte an ihrem Daumen. Sie nagte so lange, bis die Haut einriss und sie den leicht metallischen Geschmack von frischem Blut in ihrem Mund schmeckte. Sie steckte die Hand hastig in die Tasche ihrer Jeans und drückte die blutende Stelle an ein Papiertaschentuch. „Wie ist dein Eindruck? Ich habe selten einen so düsteren, unheimlichen Tatort gesehen“, fragte sie in Achims Richtung.

Achim nickte. Seine Fitness ließ, nach wie vor, sehr zu wünschen übrig. „Du hast recht. Das Ganze wirkt irgendwie seltsam unrealistisch. Wie in einem dunklen Traum. Ich bin wirklich gespannt, was die Spurensicherung und unser Doc so alles rausfinden. Philipp, endlich, her mit den Teilchen und mit dem Wasser. Schnell, bitte.“

Philipp lieferte wie verlangt alles bei Achim ab und reichte Jana ihre Tüte.

Achim führte seine Überlegungen weiter: „Vor allen Dingen: Wer, um alles in der Welt, hat einen Grund, eine Nonne zu ermorden? Wenn es denn wirklich eine echte sein sollte.“ Er setzte die Wasserflasche an und trank sie in einem Zug halb leer.

„Gute Frage, einen echten Denker können eben auch drei Komma fünf Promille nicht umhauen, nicht wahr?“, antwortete Jana, während sie ihr Gebäck aus dem Papier wickelte.

„Du sagst es, Jana. Philipp, du fährst bitte zu dem Mann, der unsere Leiche gefunden hat. Er arbeitet als Waldpädagoge. Die Adresse be-